
Yvonne Hütter-Almerigi

Vorläufige Theorien von Liebe und Bedeutung

*Jonas Lüschers Erkundungen der Unbestimmtheit
in der Erzählung »An der Quelle«*

Jonas Lüscher zählt zu den profiliertesten deutschsprachigen Autoren der letzten Jahre. Seine literarische Laufbahn begann mit der Novelle *Frühling der Barbaren*,¹ einem der meistbeachteten Debüts des Jahres 2013, das von der Kritik einhellig gefeiert wurde. Mit seinem ersten Roman, *Kraft*, gewann Lüscher den Schweizer Buchpreis.² Kürzlich erschien sein dritter Roman, *Verzauberte Vorbestimmung*.³ Lüscher war nicht immer Literat, sondern vorher in anderen Bereichen aktiv. Er absolvierte zunächst eine Ausbildung zum Ethiklehrer in der Schweiz, bevor er in München Philosophie studierte und mehrere Jahre in der Filmbranche tätig war. Zudem arbeitete er an einem Promotionsprojekt an der ETH Zürich, das sich mit Richard Rortys Ideen zu Literatur als privilegiertem Medium der Erschließung sozialer Komplexität beschäftigte, bis er das Projekt, mit der Veröffentlichung von *Frühling der Barbaren*, zu Gunsten der literarischen Laufbahn aufgab: Wenn Literatur besser geeignet ist, um soziale Komplexität zu verhandeln, dann sollte man, so Lüschers Schlussfolgerung, direkt Literatur und nicht Philosophie schreiben.⁴

Lüschers literarische Texte zeichnen sich allgemein durch eine enge Verflechtung gesellschaftlich relevanter Fragestellungen mit philosophischer Reflexion aus. *Frühling der Barbaren* (2013) liefert eine lebendige Darstellung der fortschreitenden Verrohung einer Oberschichts-Hochzeitsgesellschaft, die nach einem nächtlichen Finanzcrash das abrupte Ende ihres luxuriösen Resort-Urlaubs abwickeln muss. *Kraft* (2017) begleitet einen Universitätsprofessor, dessen berufliches und privates Leben in eine Sackgasse geraten ist, bei seiner Teilnahme an einem Essay-Wettbewerb der Stanford University. Zu gewinnen ist eine Million Dollar für die überzeugendste Antwort auf die Frage: »Why whatever is, is right and why we still can improve it?«⁵ Zwischen diesen beiden Buchveröffentlichungen erschienen mehrere kürzere Prosatexte in literarischen Zeitschriften, darunter die Erzählung *An der Quelle* (2015),⁶ auf die sich die vorliegenden Überlegungen beziehen.

An der Quelle verhandelt, so die These des vorliegenden Aufsatzes, die Fragen nach semantischem und existenziellem Sinn und nach der Möglich-

keit des Verständnisses an sich – des Verständnisses anderer Menschen und, in einem übertragenen Sinn, von Texten: Können wir andere je wirklich verstehen und von ihnen verstanden werden – und worin genau besteht *Verstehen* überhaupt? Wie hängen Verstehen und Liebe zusammen? Zudem: Welchen Einfluss haben unsere Theorien darüber, was sprachlicher (und existenzieller) Sinn und Liebe sind, auf die Deutung – das Verständnis, den Sinn – von literarischen Texten?

An der Quelle verhandelt diese großen Fragen auf nur sechs Seiten. Der Text wird aus der Ich-Perspektive erzählt: Ein oder eine Feldlinguist:in – aus dem Text wird nicht klar, ob es sich um eine Frau oder einen Mann handelt, der/die hier erzählt⁷ – berichtet von den eigenen Erfahrungen beim Versuch, die Feinheiten der Sprache einer abgelegenen lokalen Gemeinschaft zu erfassen, und erzählt im Zuge dieses Ringens zugleich die Geschichte eines Geografen, der während einer Expedition eines tragischen Todes stirbt. Die Verbindungsfigur zwischen den beiden Erzählsträngen ist Bolkok, der lokale Informant, der der Erzählfigur beim Ausräumen der Fehler in »Beisheims Standardwerk zur Sprache der vier Täler« (Q, 84) helfen soll⁸ und der auch Träger bei der Expedition des Geografen war. Aufhänger der Verknüpfung sind die Übersetzungsschwierigkeiten des/der Linguist:in. Er/sie schreibt beispielsweise, um die Kluft, die zwischen ihrem/seinem und dem Lebensstil Bolkoks klafft zu verdeutlichen, dass Bolkoks Volk »das Tragische fremd ist, ja sie es noch nicht einmal erkennen können, wenn es ihnen in so offensichtlich Gestalt wie in der des Geographen begegnet« (Q, 81). Die ersten zwei Seiten des Textes kontextualisieren die Reise und Schwierigkeiten des/der Feldlinguist:in in der Übersetzungsarbeit, die weiteren vier Seiten beschreiben die Expedition und Kartografierungsarbeiten des Geografen.⁹

Das Schicksal des Geografen und des Ich-Erzählers/der Ich-Erzählerin wird dabei parallel geführt. Beide sind gleichermaßen auf der Suche nach einer Form korrekter Repräsentation. Während der Geograf eine präzise Karte anzufertigen versucht, die einen bislang nicht vollständig erfassten Flusslauf bis zu seiner Quelle zurückverfolgt,¹⁰ strebt der oder die Linguist:in nach einer »richtigen« Übersetzung der Äußerungen und des Verhaltens der indigenen Akteur:innen. Beide Vorhaben scheitern. Der Geograf verpasst die Möglichkeit, seine Karte zu vervollständigen, weil er, endlich am vermeintlichen Ziel angekommen, erschöpft zusammenbricht und stirbt. Der oder die Linguist:in ringt mit existenzieller Verzweiflung, da sich letztlich nicht klären lässt, was die sprachlichen Äußerungen und Handlungen der Indigenen »tatsächlich bedeuten«, und wendet sich mit dieser Verzweiflung an die Leser:innen.